

Pfarrer Christoph Sigrist von der Grossmünsterpfarrei in Zürich

Ein Sigrist, Zwingli und viel mehr!

*Ob ich einen reformierten Kaffee wolle, mit dieser Frage begrüsst mich Christoph Sigrist, Pfarrer am Grossmünster in Zürich, in der Helferei unweit des Münsters an der Kirchgasse in Zürich. Aus privaten und nicht etwa aus ökumenischen Gründen lehne ich, Nichtkaffeetrinker, ab. Ich bekomme ein reformiertes Glas Wasser vorge-
setzt. Ohne Kohlensäure. «Katholisch wäre es mit Sprudel, weil ihr so viel mit dem Heiligen Geist zu tun habt.»*

In einem Gottesdienst in der Stiftskirche Einsiedeln stellte Sie Abt Urban Federer mit einem leicht provokativem Unterton sinngemäss als sehr umtriebigen Pfarrer vor. Sie konterten in der Antwort schlagfertig mit der klaren Aussage, dass Ihre Predigten aus der Stille erwachsen würden. Wo findet der Pfarrer von Grossmünster im lärmigen Zürich diese Stille?

Ich erlebe die Stille im Kirchenraum, auf dem Kirchturm und im Kreuzgang, wo ich mich in der Nacht oft aufhalte. Aus der Leere des Raums erklingt, was mich umtreibt, die Not der Menschen, die zum Himmel schreit. Das gelingt bisweilen, manchmal auch nicht. Doch wenn es gelingt, dann führe ich das Gespräch mit Gott. So wie Don Camillo. Ich fluche mit Gott, ich lästere mit Gott, ich freue mich mit Gott, so dass ich psychohygienisch befreit nur die Not des andern sehe und nicht meine Absichten oder meine Interessen.

Vor einiger Zeit besuchte ein Teil der Einsiedler Klostersgemeinschaft die Stadt Zürich. Sie empfingen die Gruppe im geschichtsträchtigen Raum der Sakristei von Grossmünster und gaben sich als grosser Freund der Einsiedler Klostersgemeinschaft zu erkennen. Was fasziniert Sie am Kloster Einsiedeln und dessen Mönchsgemeinschaft?

Mich fasziniert die Verbindung von Bruderschaft, Raum und Arbeit. Dann fasziniert mich die Tatsache, dass ich als Nachfolger Zwinglis bei Euch immer wieder denke, das hat Zwingli im Kloster Einsiedeln auch erlebt. Weiter verbindet mich mit Euch der Humor, der der Bruder des Glaubens ist und ohne den ich in der Institution Kirche nicht überleben würde. Und die Spitze dieses Humors ist, dass ich mich nicht so wichtig nehme.



Pfarrer Christoph Sigrist in der altehrwürdigen Zwinglistube (Foto: Bruder Gerold Zenoni).

Im Buch «Der Pfeiferkönig – Eine Zürcher-geschichte von Meinrad Lienert» heisst es über einen der Stadt zusteuern den Nauen auf dem Zürichsee: «Er war vollgepfropft, schier überladen mit allerlei Waren und Gerümpel. Die Mitte beherrschten ein paar Fässer, gefüllt mit dem blutroten Leutschenwein des Gotteshauses Einsiedeln ab seinem Weinberge zu Freienbach.» Die Stelle kann für die vielfältigen historischen Beziehungen zwischen dem Kloster Einsiedeln und der Stadt Zürich genommen werden. Was bedeuten Ihnen diese Kontakte und wie kann man sie allenfalls vertiefen?

Diese Kontakte bedeuten mir viel. Erstens erweitern sie den Horizont des Grossmünsters ökumenisch. Zum Zweiten weitet uns das Innenleben des Klosters wie auch des Grossmünsters interreligiös und interkulturell. Das kommt bei Ihnen zum Ausdruck in der Tatsache, dass die Einsiedler Muttergottes auch indische Gewänder trägt. Das kommt bei uns zum Ausdruck, dass ich Imame beim Predigen im Grossmünster erlebe. Drittens stellt sich für beide Institutionen in den nächsten fünfzig Jahren die Frage, ob wir uns in der neuen Identität als Minderheit in der Schweiz im interkulturellen und interreligiösen Dialog gegenseitig stärken können.

Erinnern Sie sich an einen ersten oder frühen Besuch in der Einsiedler Stiftskirche?

Ich kam als siebenjähriges Kind mit meinem Vater nach Einsiedeln und wollte wissen, warum die Madonna schwarz sei. Mein Vater antwortete, dass die Mönche das Gnadenbild mit schwarzer Schuhwisch anmalten. Abends sass ich mit einer schwarzen Birne am Tisch. Ich hatte mich auch angemalt.

Die schwedische Bestsellerautorin aus dem 19. Jahrhundert, Fredrica Bremer, schrieb anlässlich ihres Besuches in Einsiedeln folgende Worte: «In Zürich war es, wo Zwinglis reformatorische Tätigkeit Erfüllung und Früchte fand; aber in seiner einsamen Zelle in Einsiedeln, als er Gott auf den Knien um

Verständnis des Wortes anrief, da war es, wo der erste Strahl des neuen Tageslichts vor ihm aufging.» Fredrica Bremer situiert damit nichts weniger als den Beginn der Reformation in der Schweiz im Kloster Einsiedeln. Können Sie dem zustimmen?

Ja, im Unterschied zu Martin Luther mit seinem Gewittererlebnis haben wir das bei Zwingli nicht. Oskar Farner beschreibt in seinem Band über Zwinglis Weg ins Grossmünster diese Szene, auf die Fredrica Bremer Bezug nimmt. Zwingli empfing schon früher, etwa von Erasmus in Basel, reformatorische Impulse. Er kam von Glarus nach Einsiedeln. Ab da können wir aufgrund von Zwinglis Studien in der Einsiedler Stiftsbibliothek feststellen, dass er schriftlich festhielt, wie die Gnade Gottes durch Christus vermittelt werde. Im Kloster Einsiedeln reiften vorher gehegte reformatorische Gedanken bei Zwingli zur Gewissheit. Wobei sich das Kloster Einsiedeln zu dieser Zeit in einem völlig desolaten Zustand präsentierte und die Mönche mehr auf der Jagd waren als beim Gebet. Zwingli hatte Musse, um über das nachzudenken, was Gott vorgedacht hatte.

Fredrica Bremer führt in ihrem Text weiter aus, dass es in der eidgenössischen Republik gleichsam einen Bund von Reformatoren gegeben habe, und sie erwähnt Wyttensbach, Zwingli, Capito, Heller, Ökolampad, Oswald, Mykonius, Leo Jud sowie Farel und Calvin in Genf. Bei der deutschen Reformation habe es eine Hauptperson und einen Hauptort gegeben, in der Schweiz teilte sich das neue Leben nach Tausend Bergen. Jedes Tal hatte seinen Augenblick des Erwachens, jede Alpenhöhe ihren Moment des Hellwerdens. Wie ordnen Sie diese Aussage ein?

Na ja, die ist überzeichnet. Sie hat aber eine richtige Stossrichtung. Korrigierend würde ich sagen, dass nicht Luther allein agierte, sondern auch Melancthon. In Zürich war es Zwingli, in Sankt Gallen Vadian. Das Föderalistische hat mit der Eidgenossenschaft zu tun, mit den dreizehn Orten, die in einem losen Bund, zusammengehalten von der

Tagsatzung, verbunden waren. Tatsächlich ist die deutsche Reformation personengebunden geblieben, während die Zürcher und Schweizer Reformation personenunabhängig blieb. Darum gibt es keine Zwinglibibel, aber eine Zürcherbibel.

«Ökumene ist nicht zuerst eine Theorie, sondern gelebte Freundschaft.» So unser Abt Urban im Vorfeld einer ökumenischen Begegnung mit dem Pfarrer des Zürcher Grossmünsters. Sehen Sie das auch so?

Ja, Ökumene hat immer zu tun mit Freundschaft und Beziehung. Als Kind erlebte ich diese Gastfreundschaft in Zürich noch nicht. Erstmals erlebte ich das als junger Pfarrer in Stein im Toggenburg in den Neunzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts. Wir feierten in der katholischen Kirche einen ökumenischen Gottesdienst. Ich reihte mich ein und der Priester gab mir die Hostie und den Kelch. Nachher stellte sich heraus, dass Bischof Othmar von Sankt Gallen die Messe gelesen hatte. Er war also der erste, der mich in die ökumenische Gastfreundschaft einbezogen hat, ohne dass da irgendjemand aus Rom oder sonst woher gekommen wäre. Die ökumenische Gastfreundschaft wurde in Stein im Toggenburg ganz einfach gelebt.

Der emeritierte Professor für ältere deutsche Literatur, Alois Maria Haas, wuchs in Zürich auf. In einem Interview der «Neuen Zürcher Zeitung» sagte er: «Der Grossmünsterpfarrer wohnte nicht weit von uns, an der Kirchgasse. Das war ein netter, unkomplizierter Mensch, er kaufte das Brot bei uns und besuchte alle im Quartier, ob sie katholisch oder protestantisch waren.» Wo kaufen Sie ihr Brot ein und besuchen Sie auch katholische Familien?

Das mache ich genauso. Ich kaufe das Brot bei unserem Dorfbäcker an der Oberdorfstrasse. In den ersten Jahren hier bin ich durch die Gassen gezogen und habe einfach geläutet, bei Katholiken und Reformierten. So wurde ich der Dorfpfarrer um das Grossmünster. Das bin ich bis heute geblieben. Ich

mache keinen Unterschied zwischen katholisch und reformiert. Und bei den Bewohnern der Herberge zur Heimat frage ich erst gar nicht, welcher Religion sie angehören. So kamen auch schon Muslime zu einem Staatsbegräbnis im Grossmünster, ohne dass ich es wusste. Manchmal ist das Geheimnis Gottes das, dass man nichts weiss.

Ist Ihrer Ansicht nach mehr Ökumene notwendig oder soll nicht vielmehr ein verständnisvolles paralleles Weiterschreiten auf einem gemeinsamen Glaubensweg von Katholiken und Reformierten angestrebt werden?

Mehr Ökumene heisst, dass wir miteinander das Abendmahl feiern. Alle sagen, dass die Zeit dafür noch nicht reif sei. Aber wie bei der Berliner Mauer geht es vielleicht ganz schnell. Es ist doch Zufall, dass Sie katholisch und ich reformiert aufgewachsen sind. Diese Beheimatung soll man nicht wegwerfen. Aber man soll sie als Beheimatung so für sich verstehen, dass sie nicht die Absolutheit von Wahrheit hat. Ich verspüre in mir den Drang zu gemeinsamen, von den Machträgern der Kirche legalisierten Eucharistiefiern. Schliesslich wissen beide Seiten nicht, wie es der Herr Jesus gedacht hat (lacht). Es bleibt immer eine Interpretation.



Wurstessen vor dem Grossmünster mit Abt Urban Federer und Pfarrer Christoph Sigrist (Foto: zVg).



Stille in der Stadt: Kreuzgang im Zürcher Grossmünster (Foto: Bruder Klemens Ritler).

Am 9. Juli 2023 besuchte eine Gruppe des Grossmünsters auf den Spuren Huldreich Zwinglis das Kloster Einsiedeln, wo der Reformator von 1516–1519 als Leutpriester tätig war, um nachher im Grossmünster in Zürich zu wirken. Sie sind ein grosser Zwingli-Spezialist und können uns sicher sagen, ob Zwingli – wie oft kolportiert wird – in Einsiedeln ein Kind gezeugt haben soll?

Es ist Legende und Historie zugleich. In einem Brief aus dem Herbst 1518 an Mykonius gesteht Zwingli, dass er als Toggenburger wie ein räudiger Hund sei. Es stimmt, dass er mit einem Mädchen in Einsiedeln geschlafen hat. Nach Zwingli war dieses keine Jungfrau, aber auch keine Mutter und sowieso keine Nonne. Unter dem Strich: man weiss nichts von einem Kind, aber Zwingli schlief in Einsiedeln mit Frauen.

Sie haben eine Familie mit inzwischen zwei erwachsenen Söhnen. Wie integriert man das Familienleben in den anspruchsvollen und zeitraubenden Posten als Pfarrer des Zürcher Grossmünsters?

Indem meine Frau die Kinder allein erzogen hat. Wir haben das von vornherein so festgelegt, denn der Pfarrerberuf ist familienfeindlich. Es gibt keinen halben Pfarrer, auch wenn man nur halb angestellt ist, wie ich

hier. Man ist immer voll und ganz Pfarrer. Daraus ergeben sich für verheiratete Pfarrer gute und schlechte Geschichten. Meine Familie wohnte ausserhalb von Zürich. Nur ich hatte hier ein Studio. In der ersten Zeit übernachtete ich auf dem Boden oder der Chaiselongue in meinem Büro. Meine Kinder haben nie normale Weihnachten oder Ostern erlebt, denn dann hatte der Vater in der Gemeinde besonders viel um die Ohren. Der ältere Sohn ist jetzt Pfarrer in Walenstadt, was zu besagen scheint, dass dieses Familienmodell nicht nur negative Prägungen, sondern auch positive hat.

Ob arm oder reich, ob geachtet oder verstossen, ob hoch oder niedrig: die gleiche Akzeptanz jedes Menschen scheint Ihnen in Ihrer seelsorglichen Arbeit ein wichtiges Anliegen zu sein. Was ist dabei ein gutes Rezept um allen gerecht zu werden?

(Seufzer) Das Instrumentarium, das mir mein Vater mitgegeben hat – er starb als ich 17 war – lautete, dass jedes Gegenüber genauso wie du auf dem WC stinkt. Damit verschwindet alles Bedeutungsschwangere, das man sogenannten wichtigen oder unwichtigen Menschen zuschreibt. Ich zolle einem Obdachlosen oder einem Bundesrat den gleichen Respekt.

Wir sind bei einem heiklen Thema, nämlich bei der Rolle der Frau in den Kirchen. Sie sagen dazu: «So hat die Unterordnung der Frau durch den Mann leider auch bei den Reformatoren stattgefunden. Es ist eine andauernde Aufgabe, diesen Umstand zu durchbrechen.» Wie geht man da als Mann am erfolversprechendsten vor?

Indem man auf Macht verzichtet.

Aber das ist nicht leicht?

Das fällt uns Männern schwer. Ich verzichte freiwillig auf die Macht der Kanzel im Grossmünster, um einer jüngeren Frau Platz zu machen, denn wir Männer müssen Macht teilen und abgeben. Es führt kein Weg daran vorbei. Dabei haben wir Männer als Vorbild Christus. Gemäss Kolosserbrief hat er sich seiner Macht entäussert und wurde uns in Knechtsgestalt geboren. Dies ist ein Schlag gegenüber jeglichem Gold an unseren Gewändern in der Liturgie. Das habe ich mit der Muttermilch und der Vaterliebe seit Kindsbeinen an verinnerlicht.

Unorthodoxes Handeln ist so etwas wie das Markenzeichen von Ihnen. So ist der noch aus Zwinglis Zeiten stammende tragbare

Geldtresor in der Sakristei von Grossmünster jetzt mit Kinderbüchern für die kleinen Gottesdienstbesucher angefüllt. Wie kommt man auf eine derartige Idee?

Aus Not. Wir mussten diese Kinderbücher relativ schnell verstauen. Da war diese Kasse und da ist es doch logisch, dass man sie da hineinlegt und das hat dann mit der Zeit dermassen eine Normalität bekommen, dass es sowieso einfach klar ist, das ist jetzt unsere Sonntagsschulkinderbörse, die ja auch fast etwas Diakonisches in sich trägt.

Wie halten Sie es mit provokativen Ideen und Aktionen? Wie weit gehen Sie da und was würden Sie nie machen?

Ich gehe weit mit den Provokationen, weil Zwingli noch weiter geht mit seinem Wurstessen oder seinem Brief an den Bischof, in dem er 1522 die Abschaffung des Zölibats in den Raum stellte. Er liess die Altäre aus den Kirchen tragen und führte ein neues Messformular ein. Provozierender kann man sich einen Pfarrer kaum vorstellen. Dagegen bin ich ein Bräzelibueb. Ich hege die Überzeugung, dass die heutige reformierte Kirche einen Zwingli gar nicht mehr anstellen würde. Grenzen der Provokation sind für



Die Krypta im Zürcher Grossmünster (Foto: Bruder Klemens Ritler).



Das Kirchenschiff des Grossmünsters (Foto: Bruder Klemens Ritler).

mich dann erreicht, wenn etwas der Kommerzialisierung der Religion dient. Da sage ich nein. Religion und Kommerz sind vom Teufel. Das mag provozierend tönen für Einsiedeln mit – wie heisst es? (Interviewer: Devotionalien) – den Devotionalien. Wir haben das zwar auch. Aber du kannst den lieben Gott nicht kaufen. Also keine Bandenwerbung im Kirchenraum und auf dem Talar oder heute die Predigt mit Coca-Cola. Zweitens: keine Gewaltverherrlichung. Eine Kirche, die für Waffen ist, verleugnet sich selbst. Die Botschaft auf den Kirchenfahnen sollte alles andere umfassen als Waffenlieferungen, denn die Kirche hat immer den Pazifismus als Grundierung auf ihrer Fahne. Ob sie es will oder nicht. Drittens würde ich keinesfalls Provozieren bei allem, was menschenverachtend ist. Blossstellen, ausschliessen und an den Pranger stellen geht gar nicht. Bei allen drei Punkten haben die Kirchen gesündigt. Zusammengefasst: kein Kommerz, keine Gewalt, keine Menschenverachtung.

In Anwesenheit von Abt Urban haben Sie vor dem Grossmünster ein Wurstessen in Anspielung an den berühmten Fastenbruch in Zürich veranstaltet. Wie waren die Reaktionen?

Jene, die das blöd finden, kommen ja nicht zu mir. Die andern reagierten positiv. Und vor allem auch ökumenisch. Man hatte Freude, dass Abt Urban im Dunstkreis reformierter Würste anzutreffen war. Wobei es Sankt Galler-Würste waren. Kurz: man hatte Freude.

«Gott altert nicht!» soll ein häufiger Ausspruch Zwinglis gelautet haben. Wie macht man sich Gott für jede eigene Lebensphase am besten zu Nutze?

Indem man sich zu ihm ziehen lässt. Für Zwingli war die Stelle in Johannes 6,44 ganz entscheidend, wo es von Jesus her heisst, dass der Vater einem zu sich zieht. Das war für Zwingli wie ein Schlüsselsatz. Das heisst, alle Aktivität liegt bei Gott und nicht bei mir. Und das erhält jung. Ich muss mich nicht anstrengen, sondern ich muss einfach loslassen. Damit ich in der Tat zu Gott gezogen werden kann.

In den Medien war von Ihrem Rückzug aus der Grossmünsterpfarrei zu lesen. Was hat Sie zu diesem Schritt bewogen?

Es waren drei Gründe. Erstens denke ich, dass ich mit 61 Jahren und mit einer Amtszeit von 20 Jahren am Grossmünster in Zürich als alter weisser Mann den Platz räumen sollte für eine jüngere Frau. Zweitens haben Männer zwischen 60 und 70 – und das ist jetzt unabhängig davon, ob man Klosterbruder, Pater oder Pfarrer ist – nicht mehr die Spannkraft, die sie mit 20 Jahren hatten. Man muss sich also auf gewisse Bereiche fokussieren. Zwei Jahre lang habe ich mit der Supervision an dieser Frage gearbeitet. Man fragte mich stets, was kannst du gut? Bis ich entgegnete, hört auf mit dieser blöden Frage. Helfen, das habe ich mal gelernt. Wie schon vorhin erwähnt beabsichtige ich das zu tun im Bereich von Lehre, Forschung



Besuch einer Delegation aus dem Kloster Einsiedeln bei Pfarrer Christoph Sigrist (Foto: zVg).

und in Vorständen. Drittens habe ich in der Zeit am Grossmünster wirklich alles erlebt. Wirklich alles! So gehe ich mit Freude, nicht verbittert, nicht erschöpft, sondern mit frohem Herzen. Das ist meines Erachtens Gnade Gottes. Für mich ist es ein Geschenk. Und dafür bin ich dankbar.

Ich kann mir vorstellen, dass Pfarrer Sigrist danach nicht arbeitslos sein wird. Was sind Ihre Pläne nach dem Ausscheiden aus dem Pfarrdienst?

Ich bin mit Nachwuchsleuten an den Universitäten Bern und Zürich in der Lehre und Forschung tätig. Weiter bin ich in Vorständen und Stiftungsräten von Hilfswerken in der Schweiz und im Ausland engagiert. Ich versuche meine Helfererfahrung einzubringen, damit möglichst vielen Menschen geholfen werden kann. Ich erahne, dass mich das zu einem guten Teil voll auslasten wird. Das gehört zur DNA meiner Person. Ich glaube, dass ich sogar beim lieben Gott jeden Tag geschäftig herumrennen möchte. Ich brauche den lieben Petrus, der mir eins auf den Deckel gibt und sagt, so jetzt ruh dich mal aus und lass es etwas ruhiger angehen.

Darf ich Sie um ein Schlusswort bitten, das Ihre Gotteserfahrung in kurzen Worten zusammenfasst?

Als ich unangeseilt 1999 im Berninagebiet in eine Gletscherspalte gefallen bin und an der engsten Stelle eingeklemmt wurde betrachtete ich die Welt mit dem Einfallsloch von unten. Dazu umgab mich eine Stille, die ich nicht beschreiben kann, weil sie nicht beschrieben werden kann. Als ich nach geraumer Zeit oben den Kopf des Bergführers sah, der mir zurief «Läbsch nu?» war das für mich die verdichtetste Form aller Ostergeschichten, denn Christus ist ja auferstanden. Das ging mir unter die Haut! Ich wünsche diese Erfahrung keinem Feind, doch wenn du überlebst, ist es Gold wert für deinen Glauben.

Christoph Sigrist, besten Dank für das spannende Gespräch! *Bruder Gerold Zenoni OSB*

Buchhinweis: Christoph Sigrist, Anna Reinhart und Ulrich Zwingli – Von der Tochter eines Gastwirts zur Frau des Reformators – Romanbiographie als Tagebuch. Herder, Freiburg i. Br., 2017, 224 S., CHF 26.90, ISBN 978-3-451-06987-1.